
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 237. Bromberg, den 15. Oktober 1931.

Ines und Juliane.

Roman von **Brünhilde Hofmann.**

(2. Fortsetzung.)

Kerkhoove wendet sich dem Manne zu, der an diesem Sonnabend nachmittag noch unerwartet auf der Kanzlei erscheint.

Der Fremde ist mit jener Sorgfalt gekleidet, die einem Manne zu eigen ist, der Liebe zum Luxus mit gutem Geschmack verbindet und die Mittel besitzt, das zu betonen. Sein Gesicht ist gebräunt, seine elegante Erscheinung trägt eine kosmetische Atmosphäre in den dumpfen Aktenstaub des Raumes. Mit knapper Verbeugung grüßt er Kerkhoove, der grau ist in jeder Beziehung, obwohl kaum vierzig Jahre alt. Nicht nur das Jackett mit den blanken Ellbogen ist grau — auch das Haar, auch die Augen, selbst die faltige Haut des mageren Gesichts und sogar die Wäsche, obwohl sie peinlich sauber ist.

„Was wünschen Sie?“ fragt der Bureauvorsteher und sieht den Mann hinter der Barriere matt und übellaunig an.

„Prinz Vitry“, verkündet mit Selbstverständlichkeit die helle Stimme. „Ich möchte Dr. de Hemptin sprechen.“

Kerkhoove sieht zu, wie die schmale Aristokratenhand des anderen in die Brusttasche greift und einen großen geschlossenen Brief herauszieht. „Dr. de Hemptin ist nicht anwesend“, bemerkt Kerkhoove. Daß dieser Mann da ein Prinz wäre, ist ja möglich, aber es erschüttert ihn nicht. „Herr Doktor ist Sonnabend nachmittags nie da. Die Sprechstunden — —“

„Ach so?“ macht der Prinz. „Natürlich . . .“ Er denkt einen Augenblick nach. „Ich muß ihn aber dringend sprechen, wissen Sie“, sagt er dann. mit gerunzelter Stirn, in vertraulichem Ton, die Schranken geschäftlicher Sprechstunden beiseite schiebend. „Wo ist er denn? Sie können es mir ruhig sagen! Ich komme im Auftrag des Herrn Josaphat Mackenzie von der Standard-Company in Adeleide. Australien — nicht wahr? Ich komme direkt dorther, in einer wichtigen Angelegenheit. Ich hatte gehofft, wir würden schon am Freitagabend landen, und habe deshalb leider verabsäumt, mich telegraphisch anzumelden.“

Für eine Sekunde streift der Hauch der Weite, der großen Unternehmungen Kerkhooves mißmutige, verstaubte Seele. Er atmet unbewußt tiefer. Dann sagt er: „Herr Dr. de Hemptin ist nach Ostende gefahren. Er wird wohl Montag wieder hier sein.“

„Na, schön! Dann werde auch ich schleunigst nach Ostende fahren.“

Kerkhoove hebt den Kopf. „Hotel Cintra“, sagt er schnell. „Glaube ich wenigstens.“

„Danke“, nickt Vitry und steckt seinen Brief wieder ein, setzt den Hut auf und verläßt das Bureau.

Kerkhoove geht ans Fenster. Unten steht ein Auto. Nach wenigen Minuten kommt der Prinz aus dem Hause, gibt dem Chauffeur Weisung, steigt ein und fährt fort.

Der graue Mann dreht sich um, steht minutenlang mit hängendem Kopf in dem öden Kontor. Im ganzen Hause ist es still. Dann setzt er sich in Bewegung, verschließt die herumliegenden Akten, den Geldschrank und sein Pult, wechselt Rock und Manschetten, fährt in den Überzieher.

An der Tür zum Flur bleibt er noch einmal stehen und blickt zurück. Seine Augen gehen zu dem Strauß zartgetönter Astern, die in einer schmalen Vase auf dem Platz von Ines Discail stehen und in seinem Notizbuch mit zwei Frank als Geburtstagsgeschenk vermerkt sind. Ebenso traurig und verlassen wie er selbst stehen sie da.

Er geht zurück, nimmt sie aus dem Glas und wickelt die feuchten Stiele in das Seidenpapier, das, sorgsam geglättet und zusammengefaltet, noch auf seinem Pult liegt. Warum sollen sie hier nutzlos verblühen? Außer ihm scheint niemand an diesen „Geburtstag“ gedacht zu haben; auch sie selber nicht. Es kann aber auch sein, daß sie deshalb mit Hemptin nach Ostende gefahren ist.

Jedenfalls nimmt Kerkhoove die Blumen wieder mit. Was schadet es schließlich, wenn sie am Sonntag den Tisch schmücken, an dem er mit seiner Frau und den drei Kindern ißt?

*

Als Vitry gegen Abend in Ostende eintrifft, macht er die überraschende Feststellung, daß im Hotel Cintra an der Digue zwar nicht Dr. de Hemptin aus Antwerpen, dagegen aber Fräulein Juliane ter Steegen aus 'sGravenhage abgestiegen ist. Vitry legt das Fremdenverzeichnis beiseite, bestellt in dem Café, in dem er sitzt, ein Glas Wermut und grübelt über die möglichen Zusammenhänge nach.

Ungefähr um die gleiche Zeit tritt Eugen de Hemptin in die Halle des Hotels Cintra, nennt, nach Juliane fragend, seinen Namen, und erfährt, daß vor wenigen Minuten nach ihm gefragt worden ist. „So?“ macht Hemptin erstaunt, während er sich aus dem Mantel helfen läßt, denn es regnet. „Von wem denn?“

„Telephonisch aus dem Café des Allées. Seine Durchlaucht Prinz Vitry.“

„Ach nee?“ Hemptin sieht den Diener an, so daß der den Eindruck hat, einen guten Witz gemacht zu haben. „Was wünschten Seine Durchlaucht von mir?“

„Sie werden gebeten, Nachrichten ins Imperial zu geben, wann der Prinz Sie in einer dringenden Angelegenheit sprechen könnte; womöglich noch heute abend.“

Hemptin sieht nach der Uhr und schüttelt den Kopf. „Das geht nun leider nicht. Ich bin für heute abend verabredet. Aber Sie können im Imperial Bescheid sagen lassen, daß ich morgen vormittag zur Verfügung stehe.“

Als der Diener sich zurückgezogen hat, läßt sich Hemptin in einen Klubsessel fallen und zündet sich eine Zigarette an. Vitry in Ostende? Auf der Suche nach ihm? Komisch.. Entweder hatten die Standard-Minen einen Knacks bekommen, oder es handelte sich um eine neue, verwegene Transaktion Mackenzies. Vermutlich hing Julianes Telegramm damit zusammen. Bemerkenswerterweise sieht Hemptin dabei völlig ernst aus. Nun, das würde man ja gleich hören!

Die des schlechten Wetters wegen in Betrieb gesetzte Drehtür wird vom Boy eilfertig herumgewirbelt. Eine

junge Dame in zugeknöpftem nassem Ledermantel und ebensolcher Haube tritt rasch in die Halle; Feuchtigkeit und frische Luft folgen ihr. Eugen erkennt seine Nichte Juliane und geht ihr entgegen.

„Also, da bist du ja, Eugen!" bewillkommt sie ihn und zieht den nassen Handschuh ab, um ihm kräftig die Rechte zu schütteln. „Du mußt aber noch einen Augenblick warten — ich will mich erst umziehen."

„Schön." Lächelnd blickt Hemptin in das nasse und entschlossene Gesicht Julianes. „Ich warte natürlich jede beliebige Zeit, da ich nun einmal eigens deinetwegen nach Ostende gefahren bin. Aber wo kommst du eigentlich her?"

„Von der Rennbahn. Hoffentlich ist morgen das Wetter besser. Was meinst du? Ich habe ein bißchen trainiert. Ich fahre doch morgen das Rennen mit, weißt du?" Sie beugt sich hinunter, um Clever unter den Arm zu nehmen, der, zum Mißfallen des Portiers, neben ihr sein triefendes Fell schüttelt, daß seine gespreizten Beine den Halt zu verlieren drohen und ein Sprühregen die nähere Umgebung befeuchtet.

„Ich habe es gelesen", nickt Eugen. „Hast du mich deshalb herbeordert? Willst du vorher dein Testament machen? Muß ich das Grauenvolle mit ansehen? Weißt du, Juliane, wenn ich dein Vater wäre — —"

„Ich weiß", unterbricht Juliane. „Du bist es aber, gottlob, nicht! Und Hendrik hat es erlaubt."

„Es wird ihm nichts anderes übriggeblieben sein", mutmaßt Eugen. „Ich wäre übrigens auf jeden Fall gekommen."

„Nett von dir, Eugen! Aber ich will etwas ganz anderes mit dir besprechen. In zehn Minuten . . . Und bestell mir inzwischen einen Glühwein!" Mit schnellen Schritten geht sie zum Lift; die Tür schließt sich hinter ihr.

Hemptin hat ihr noch einen Augenblick lang nachgesehen; dann bestellte er den Glühwein und nimmt seinen Platz wieder ein. Also handelt es sich doch um die Sache mit Vitry? An Ines Discail, mit der er vor einer Stunde im Sportrestaurant zu Abend gegessen hat, worauf er sie mit einem Theaterbillett ihrem Schicksal überließ, denkt er nicht mehr; sie ist seiner Erinnerung entsunken.

Nach einer knappen Viertelstunde steht Juliane wieder vor ihm: völlig verändert, wie Eugen bei sich feststellt. Sie trägt ein Abendkleid aus Brüsseler Spitzen, das sie reizend kleidet, und keinerlei Schmuck. Auch ist sie weder gepudert noch geschminkt, was sie zu ihrer Umgebung in Kontrast setzt. Außerdem scheint sie sich für diesen Abend von Clever getrennt zu haben.

„Du mußt mich irgendwohin verschleppen, wo wir ruhig miteinander reden können, Eugen! Ich habe auch Hunger!"

*

Nachdem Vitry in seinem Hotel in Erfahrung gebracht hatte, daß Hemptin erst am nächsten Vormittag für ihn zu sprechen ist, zieht er sich um und geht zum Kursaal. Gegen Entrichtung des abendlichen Eintrittspreises hat er das Recht, die Darbietungen des berühmten Orchesters anzuhören, was aber nur verhältnismäßig wenig Anziehungskraft auf ihn ausübt; denn Vitry ist völlig unmusikalisch. Er streift das elegante Publikum mit ziemlich interessierten Blicken, schlendert durch den Saal des Ambassadeurs und landet endlich in den Räumen des Spielklubs, die sich um die Rundhalle gruppieren.

Er wechselt zunächst an der Kasse hundert Dollars in Jetons ein und wartet dann, bis am Roulettetisch ein Platz für ihn frei wird. Während er so dasteht, unleugbar selbst eine elegante Erscheinung, mustert er die Runde. Es sind die üblichen Typen, wie man sie in den großen Kasinos der ganzen Welt antrifft; Vitry hat auf diesem Gebiet eine mehr als durchschnittliche Erfahrung.

Dann aber fällt ihm doch ein Stück weiter oben eine Dame auf. Sie hat tizianrotes Haar, das in dem Licht der elektrischen Krone Funken zu zünden scheint. Blickfang, denkt Vitry; wahrscheinlich ist es gefärbt. Er geht langsam weiter hinauf, bis er der Dame gerade gegenübersteht. Nein — es scheint echt zu sein. Falsch sind aber bestimmt die Brillanten, die als Agraffe patinagrüne Seide auf der Achsel zusammenhalten. Sie tun zwar ihr bestes, um verschwenderisches Feuer zu werfen, vermögen aber den Kenner nicht über ihre Herkunft zu täuschen. Auch die Perlen nicht, die in doppelter Reihe und nicht ganz glaubhafter Größe den Hals schmücken. Doch das Gesamtbild ist, im Rampenlicht gedacht, bühnenwirksam. Möglich, daß es eine Schauspielerin ist.

Vitry hat der Rotblonden gegenüber Posto gefaßt. Er hat Glück: Gleich darauf schiebt der Herr vor ihm seinen Sessel zurück und steht auf. Vitry setzt sich auf den frei gewordenen Platz und beteiligt sich zunächst ohne große Aufmerksamkeit am Spiel; dafür beobachtet er weiterhin sein Gegenüber.

Sie ist bestimmt Anfängerin mit bescheidenen Mitteln. Sie beschränkt sich darauf, kleinste Beträge auf Rouge oder Noir zu setzen, verfolgt das Spiel mit konzentrierter Hingabe und sichtlich geröteten Wangen und verliert meistens. Sie hat noch nicht ein einziges Mal irgendeinen Menschen ihrer Umgebung angesehen oder ein Wort gesprochen. Sie rechnet, überlegt und setzt. Während des Spielganges sind ihre Blicke unverwandt auf Roulette und Croupier gerichtet, um dann resigniert der Harke zu folgen, die ihren Einsatz wegzieht. Aber sie setzt immer wieder; mit zähem Eigensinn jetzt schon zum drittenmal auf Rouge. Menschlicher Voraussicht nach wird ja auch diesmal Rouge herauskommen.

Vitry hat sich nach kurzem Überlegen zu der Taktik entschlossen, genau dieselben Beträge auf das entgegengesetzte Feld zu setzen. Das Ergebnis ist, daß die Einsätze der Rotblonden regelmäßig zu ihm hinübergeschoben werden, sobald sie verliert. Als sich das ein paarmal wiederholt, merkt sie es. Sie sieht ihn an. In den blaugrünen Augen vermischt sich eigenartig ein gespannter Wille mit unverhältnismäßiger Unternehmungslust, gemessen an der Kleinigkeit des Risikos. Aber vielleicht ist es für sie groß? Vitry lächelt verbindlich und verständnisvoll. Sie hat nur noch wenige Jetons.

An Hand einiger kleiner Gewinne kann sie die endgültige Niederlage noch etwas hinausschieben. Wiederholt begegnen sich beider Blicke, wenn ihre Spielmarken zu Vitry hinübergeschoben werden. Dann sieht sie nicht mehr auf. Allmählich verliert ihr Gesicht die Farbe; der letzte Einsatz ist verloren . . . Sie steht auf, Vitry sieht ihr nach. Eine beachtenswerte Erscheinung tatsächlich. Wer sie wohl sein mochte?

Ein kurzer Überschlag zeigt ihm, daß sie während der Zeit seiner Partnerschaft etwa hundert Frank verspielt hat; wahrhaftig kein Betrag zum Erbleichen. Er streicht seine Marken zusammen, wechselt sie an der Kasse um und geht zur Bar in die Halle. Richtig, da steht sie, nicht weit entfernt und nippt an einem Glas.

Ines hat ihn gleichfalls über den Rand ihres Glases hinweg erkannt und läßt sich nicht merken, daß sie ihn kommen sieht. Vielmehr hebt sie überrascht die Brauen, als er vor ihr steht und mit einer kleinen Verbeugung sagt er: „Gestatten, Prinz Vitry!"

Ines tut so, als sei sie von Haus aus an täglichen Umgang mit Prinzen gewöhnt. Sie nimmt seine Vorstellung mit Herablassung entgegen. Nennt ihren Namen, der immerhin auch einen guten Klang hat.

„Eine Menschenansammlung hier . ." Vitry läßt beiläufig die Blicke über den gefüllten Saal schweifen. „Man kommt sich direkt vereinsamt vor, wenn man allein ist," setzte er elegisch hinzu. „Finden Sie nicht auch?" So — das wäre geschafft! Hoffentlich erhebt sie auf mehr Geistesreichtum keinen Anspruch.

„Ich bin nicht allein hier," erwiderte Ines. Wahrscheinlich muß man ihn mit „Durchlaucht" anreden; vielleicht ist er auch ein Schwindler, ein Hochstapler oder so was.

Vitry siebte durch sein Monokel die nähere Umgebung, als suche er die anwesende Verwandtschaft Ines Discails festzustellen. Sie schwindelt natürlich, denkt er, während er ernst und ehrerbietig die Frage stellt: „Der Herr Gemahl erwartet Sie vermutlich im Kursaal?"

Ines, eine Menschenkennerin aus praktischem Instinkt, erfaßt sofort, daß es die Position zu retten gilt. „Nein," sagt sie schroff. „Mein Herr Gemahl erwartet mich nirgends; ich bin nicht verheiratet. Ich bin nicht einmal zum Vergnügen hier, sondern dienstlich mit meinem Chef."

„Ach?!" Vitry ist ehrlich verblüfft von diesem Ausmaß kühner Offenheit. „Ich nämlich auch", fügt er dann mit gewinnendem Lächeln hinzu. „Dienstlich nämlich — wenn auch ohne meinen Chef. Er sitzt glücklicherweise in Australien."

„Ach nein?" Ines setzt ihr Glas hin. „Sagten Sie nicht Prinz Vitry?"

„Natürlich, stimmt vollkommen. Bin ich auch. Tatsächlich!" nickte er in sprachlosem Erstaunen bekräftigend zu. „Was ist denn schon dabei? Selbst, wenn Sie beispielsweise Detektivin sein sollten, könnten Sie sich seelenruhig mit mir an einen Tisch setzen, Madame Discail!"

Ines muß über das treuherzige Gesicht lachen, das er dabei macht. Vitry nimmt das sofort als Zustimmung. Neben einem mit Marmor verkleideten Pfeiler ist ein Tischchen frei.

„Wie kommen Sie auf die Idee, daß ich Detektivin wäre, Durchlaucht?" Man kann doch wohl nicht bloß „Sie" sagen.

„Wenn schon eine Dame sich hier dienstlich aufhält?" Vitry zuckt die Achseln, hebt sein Glas.

Ines beobachtet dabei seine Hände, schätzt die Ringe und die Gesamtaufmachung ab. Er scheint es gewöhnt zu sein, daß man „Durchlaucht" zu ihm sagt. Ihr macht es Spaß, schon um der Umgebung willen, die allerdings im Augenblick aus dem Kellner besteht, der ein taubstummes Gesicht macht. Als er fort ist, sagt sie: „Nein — ich bin Sekretärin bei einem Notar in Antwerpen, der geschäftlich hier zu tun hat. Wir sind heute Nachmittag gekommen und fahren übermorgen wieder ab."

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt am Goldenen Tor.

Von Sven Hedin.

San Franzisco de los dolores — welch klangvoller und ernster Name für eine der herrlichsten Städte der Erde, die unvergleichlich schönste Stadt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika! Auf einem Globus von Gold müßte San Franzisko durch einen Edelstein erster Größe bezeichnet werden — und doch fehlt dieser Stadt vollständig die entzückende Patina des Alters, die uns in Benares, Jerusalem, Damaskus, Samarkand oder Rom mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt. In San Franzisko sind die aus ungebrannten Lehmziegeln, Adoben, errichteten Mauern der von Pater Serras im Jahre 1776 gegründeten Mission Dolores die ältesten „Altertümer", die auf unsere Zeit gekommen sind.

Aber über San Franzisko brausen die frischen Brisen des größten Ozeans der Erde, und an topographischer Schönheit können sich nur recht wenige Städte mit San Franzisko messen: Konstantinopel, Neapel, Lissabon, Rio de Janeiro. Schwedens Hauptstadt, Stockholm, gehört fürwahr zu den herrlichsten Perlen unter den Städten der Erde, aber die Schönheit ihrer Lage ist sehr anmutig, kokett, lächelnd. San Franzisko dagegen ist in einen Landschaftsrahmen von großartigen monumentalen und weitgreifenden Linien und Formen eingefaßt, auf allen Seiten von einer kühnen, gigantischen Skulptur umgeben. Es ist gleichsam der äußerste Vorposten der Vereinigten Staaten nach Westen hin und blickt wie ein Wachtturm über die endlosen Wasserwüsten des Stillen Ozeans. Gleich Rom und Konstantinopel ist es auf mehreren Hügeln und an deren Fuß erbaut. Auf allen Seiten, außer im Süden, wird es von Wasser umspült, und alles Land, das man bis in eine verklingende Ferne von seinen Hügeln aus sieht, breitet sich in kräftig betonten Geländewellen aus, die den Wogen eines erstarrten, versteinerten Meeres gleichen. Im Osten begrenzen das Gesichtsfeld das Küstengebirge, Coast Range, mit dem vom Lick-Observatorium gekrönten Mount Hamilton, und weiter ab die Sierra Nevada, auf deren Westhang das wunderbare Yosemite-Tal liegt.

Es mag wie ein Paradoxon klingen, und doch kann man behaupten, daß San Franzisko eine echt amerikanische Stadt ist und zugleich auch, eben so sehr oder vielleicht noch mehr als Newyork und Los Angeles, eine Fremdenstadt mit bunten Einschlägen ganz unamerikanischer Art. In San Franzisko umtanzen die Mammonpriester das Goldene Kalb in dem gleichen beschwingten Takt wie in den anderen großen Städten Amerikas, und die Jagd nach dem Dollar betreibt man nicht als Sport, sondern als die erste und vornehmste aller Lebensregeln. Die Begabung der Amerikaner, das Leben so praktisch und bequem wie möglich einzurichten, kommt hier zu ihrem vollen Recht; ja, was Stadtplan, Straßen, offene Plätze, Bauvorschriften u. ä. m. betrifft, vielleicht in noch höherem Grade als an anderen Orten; denn die Stadt des heiligen Franziskus ist in ihrer jetzigen Gestalt nur zwanzig Jahre alt, und ihre Baumeister haben nach dem großen Erdbeben und Brand im April 1906 den Vorteil gehabt, die neuen Häuserblöcke auf Grund der teuer erkauften Erfahrungen vieler Jahrzehnte errichten zu können.

Und diese eine amerikanische Stadt ist zugleich auch ein kribbelnder Ameisenhaufen fremder Elemente. Wir wandern hier durch Chinatown mit seinen vornehm geschwungenen Dächern und seinen großen schwarzen Ideogrammen auf roten, senkrecht hängenden Schildern durch japanische Straßen, wo niedergeschlagene Japaner in Gruppen beisammenstehen und sich leise über die traurige Nachricht unterhalten, die gerade ihre Ruhe gestört hat, das schreckliche Erdbeben, das Yokohama und Tokio verheerte; durch die spanischen und mexikanischen Stadtteile; durch das lateinische Viertel mit seinen französischen Restaurants und seinen italienischen Osterien, deren Einrichtung und Duft geradeswegs von Rom und Neapel geholt zu sein scheint. Hier erklingen alle Zungen der Welt in einer Sprachenverwirrung, die die babylonische noch übertrifft, hier werden alle Götter der Welt verehrt, hier erheben Gotteshäuser der verschiedenartigsten Bekenntnisse ihre Zinnen und Türme zu dem Lichte des Tages und den Sternen der Nacht. Alle Konfessionen der Christenheit haben sich hier versammelt. Nicht weit von den Kirchen der Christen ragen chinesische, dem ewig träumenden Buddha geweihte Heiligtümer, japanische Shintotempel oder jüdische Synagogen empor. Die amerikanische Nation, die allmählich einen Schmelztiegel der europäischen Völkermischung bildet, sieht sich in San Franzisko den Vertretern der hohen alten Kultur Ostasiens und, wie überall in den Vereinigten Staaten, den schwarzen Völkerelementen Afrikas gegenüber und den unlösbaren Zukunftsproblemen, die deren Dasein und Wachstum in sich schließt.

San Franzisko trägt ständig, an Werktagen wie an Feiertagen, ein eigenartiges festliches Gepräge. Über seinen Straßen und Häusern, seinem Leben und Treiben liegt stets Feststimmung. Von wo man auch kommt, vom Lande oder vom Meere, man freut sich, daß man endlich hier ist. Und wenn diese Stadt bei festlichen Gelegenheiten sich wirklich mit all ihrem Glanz schmückt und ihre Straßen und Häuser fast verbirgt hinter zahllosen riesigen Sternenbannern, Girlanden und Schildern, dann entfaltet sie eine Festlichkeit, die alles andere der Art übertrifft. Eine solche Pracht lernte ich kennen, als Präsident Harding nach San Franzisko kam — um hier zu sterben.

Einen gefährlichen Nebenbuhler hat San Franzisko in Los Angeles, das schon doppelt so groß ist und in bedeutend schnellerem Tempo wächst. Die Bewohner von Los Angeles versichern großsprecherisch, sie würden den Löwenanteil des Welthandels übernehmen, und San Franzisko würde dahinsiechen. Sie besitzen ja die Ölquellen und liegen dem Panamakanal näher. Aber dann kommen die Bewohner von San Diego und erklären, sie hätten es noch näher zum Panamakanal und würden daher, wenn die Zeit erfüllt sei, beide nördlicheren Großstädte aus dem Felde schlagen. Wie die Dinge sich entwickeln werden, weiß niemand, aber San Franzisko kann niemals sterben. Erdbeben und Feuer können es in Schutt und Asche legen, aber aus der Asche wird es stets aufs neue erstehen, größer und mächtiger als vorher. Schon seine Lage fordert — ebenso wie der Bosporus und das Goldene Horn — eine Weltstadt.

Noch siebzig Jahre nach der Gründung der Franziskanermissionen, d. h. im Jahre 1846, hatte San Franzisko nur 600 Einwohner. In diesem Jahre nahmen die Vereinigten Staaten es in Besitz. Aber als zwei Jahre später die kalifornischen Goldfelder entdeckt wurden, blühte der kleine Ort rasch auf und wurde eine Stadt voll brausenden Lebens. Das Erdbeben und die dadurch verursachte Feuersbrunst zerstörten 30000 Häuser oder zwei Drittel der Stadt. Seit 1920 hatte die Einwohnerzahl die halbe Million überschritten.

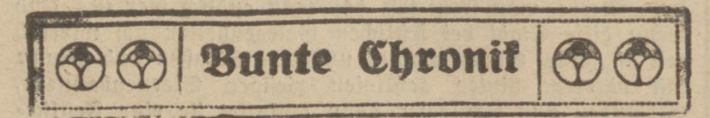
San Franzisko liegt auf der Spitze einer nach Nordwesten zeigenden Halbinsel, auf die eine zweite, nach Südosten gerichtete Halbinsel zustrebt. Die beiden Landzungen gleichen den Kohlenstiften einer elektrischen Bogenlampe. Der 1,6 Kilometer breite Sund zwischen ihnen trägt den Namen Golden Gate, das Goldene Tor. Zwischen den Halbinseln und dem Festlande breitet sich die San-Franzisko-Bai aus, die mit ihrer nördlichen Erweiterung, der San-Pablo-Bai, groß genug ist, allen Schiffen der Welt Ankerplatz zu gewähren. Dieser natürliche Hafen ist vielleicht der vorzüglichste und am besten geschützte der ganzen Erde. Die Bai, wie sie heißt, ist eher ein Fjord und erinnert auch an einen Küstensee.

Unmengen von Kohle und Öl werden auf dem Wasser der Bai verbrannt, da der Verkehr hier Tag und Nacht überaus lebhaft ist. San Franzisko steht ja nur durch eine einzige Bahnlinie, Southern Pacific, in direkter Verbindung mit dem Eisenbahnnetz des Kontinents. Die anderen Linien beginnen oder enden bei Oakland, das durch riesige Fährschiffe mit San Franzisko verbunden ist.

Als ich mich auf der Union Pacific-Eisenbahn Oakland näherte, erblickte ich ein paar flüchtige Minuten lang durch das Goldene Tor den fernen Horizont des Stillen Ozeans. Eine wunderliche, feierliche Stimmung überwältigte mich in dem Augenblick, wo ich die Pforten des alten Asiens weit geöffnet vor mir sah.

Dort hinten im fernen Westen lag Asien und träumte, und der Katzensprung, der mich von ihm trennte, war die weite, endlose Wasserfläche des Stillen Ozeans. Nein, ich konnte mir keinen anderen Heimweg denken als durch Japan, China, die Mongolei und Sibirien.

Wir hatten in zwanzig Minuten die Bai überquert und legten bei dem mit vier großen Zifferblättern versehenen Ferry Tower an. Dann rollte ich im Auto durch Straßen, auf denen man leichter vorwärts kommt als in Newyork, Detroit oder Los Angeles, und schließlich eine ziemlich steile Steigung hinan und landete im Fairmont Hotel, einem prächtigen Gasthaus, das majestätisch auf einem Hügel thront. Unvergleichlich ist die Aussicht, die man von hier oben aus hat, auf die Häuserblöcke, Wolkenkratzer und Türme der „unteren Stadt" und die Bai mit ihren Inseln, Alcatraz, Engelinsel und Ziegeninsel, und ihren hin und her eilenden Fährschiffen.



Bunte Chronik

* **Eine gefräßige Ziege.** Von einem einzigartigen Fall in der Praxis der französischen Modesalons berichtet die Pariser Zeitung „Liberty". In einem bekannten Modesalon in der fashionablen Rue de la Paix in Paris erschien eine junge Ausländerin die von einem elegant gekleideten Herrn begleitet wurde. Das Paar zählte offensichtlich zu den vermögenden Gesellschaftsschichten, da die Dame, ohne auf den hohen Preis besondere Rücksicht zu nehmen, ein Modell nach dem anderen wählte. Die junge Dame schien bester Laune zu sein. Indem sie sich ein Kleid nach dem anderen aussuchte, richtete sie jedesmal an ihren Mann die sonderbaren Worte: „Dieses Kleid wird doch die Ziege nicht fressen? Nicht wahr, mein Lieber?" Die Direktrice, die die Modelle vorführte, wurde neugierig und fragte die Kundin, was für eine Bedeutung diese Anspielung eigentlich habe. Die junge Dame erzählte folgende Geschichte: „Vor einigen Wochen befanden wir uns auf unserer Hochzeitsreise in Österreich. Nachdem es eine ganze Woche ununterbrochen geregnet hatte, schickte uns endlich der liebe Gott einen herrlichen Sonntag. Wir beschlossen, dieses seltene Glück auszunutzen und ein Sonnenbad zu nehmen. Weit von jeder menschlichen Behausung in einem Gebirgstal zog ich mein Kleid aus und legte mich im Badeanzug unter einen Baum. Mein Mann folgte meinem Beispiel. Nach kurzer Zeit schliefen wir ein. Beim Erwachen bot sich meinen Augen ein entsetzliches Bild. Eine Ziege stand unter dem Baum und verzehrte mein neues Kleid. Das wäre noch nicht das Schlimmste gewesen. Mit dem Kleid zusammen fraß das Tier auch mein Perlenkollier." „Welch unersetzlicher Verlust!" rief die Modedirektrice. „Das Kleid ist tatsächlich verloren gegangen. Die Halskette konnte ich retten. Ich begab mich zur Dorfgendarmerie und bestand darauf, daß die Ziege in „Haft" genommen wurde. Nach drei Tagen hatte ich meine Kette zurück."

*

* **Gemüse schadet den Chinesen.** Weshalb die Chinesen das Leben so sehr auf die leichte Achsel nehmen und dem weit kleineren japanischen Volke dermaßen hilflos gegenüberstehen, wie wir es in neuester Zeit wieder einmal beobachten, ist lediglich eine Folge der Ernährung. Diese Entdeckung will ein Deutscher, Dr. Recheles von der Vereinigten Medizinischen Hochschule zu Peiping, gemacht haben. Der Gelehrte hat den Speisezettel der Chinesen geraume Zeit studiert und festgestellt, daß er fast nur Gemüse enthält. Die Ernährungsfrage ist das eigentliche Forschungsgebiet des Dr. Recheles, der auch die amerikanische Küche, und zwar in Chikago, eingehend untersucht hat. Auf die einseitige Kost der Söhne des Reiches der Mitte führt der Gelehrte einen Teil der wichtigsten chinesischen Charakterzüge, vor allem ihre Passivität, zurück. Er gedenkt seine Forschungen bei anderen Völkern weiter zu führen, so daß man noch allerlei Lehrreiches erwarten darf.

*

* **Wie der tibetische Papst den Segen erteilt.** Über die Geheimnisse im Land des Dalai-Lama ist viel geschrieben worden, meist jedoch mit geringer Sachkenntnis. Den Dingen mit dem Rüstzeug wissenschaftlichen Denkens auf den Grund gegangen zu sein, ist das Verdienst einer Frau, die über ein Jahrzehnt in den Klöstern und Einsiedeleien, sowie an den großen geistlichen Fürstenhöfen Tibets gelebt hat. So gibt Alexandra David-Neel in ihrem Buch „Heilige und Hexer" (Brockhaus) eine tiefgründige Darstellung vom geistigen Leben der Völker auf den Hochländern Innerasiens. Sie hat längere Zeit auch die einzigartige Vergünstigung genossen, am Hofe des obersten weltlichen und geistigen Herrschers, des Dalai-Lama, leben zu dürfen. Der Dalai-Lama schätzt die hohe Geistigkeit dieser Europäerin, die in einem bedeutenden priesterlichen Rang steht, sehr und weiß ihre intimen Kenntnisse vom Lamaismus zu würdigen. Alexandra David-Neel konnte so alles beobachten, was am Hofe des Dalai-Lama vorging. Über die Segnungen, die er der Menge erteilt, berichtet sie recht interessante Einzelheiten. Sie stellt den Segen, den der Papst gibt, mit dem gleichen Akt des Dalai-Lama in Vergleich. Der Papst erteilt einer ganzen Menschenmenge mit einer einzigen Handbewegung den Segen, die anspruchsvolleren Tibeter verlangen ihn jeder besonders. Bei den Lamaisten gibt es drei verschiedene Abstufungen der Segenspendung, die der Lama nach seinem Ermessen spendet. Am höchsten steht die Auflegung beider Hände auf das Haupt des Empfängers. Wird nur eine Hand aufgelegt, so ist das schon ein geringerer Grad, und dabei unterscheidet man noch Schattierungen, wie die Berührung mit zwei, oder auch nur mit einem Finger. An letzter Stelle steht der Segen, bei dem das Haupt nur mit einer Art Flederwisch gestreift wird, an dessen Stiel bunte Seidenbänder befestigt sind. Man sieht, daß bei all diesen Segenspendungen immer eine unmittelbare oder mittelbare Berührung zwischen dem Lama und dem Gläubigen stattfindet. Und das muß so sein, weil der Lamageist durch den Segen nicht Gottes Gnade auf Menschen oder Sachen herabrufen, sondern ihnen die vom Lama ausströmende Heilkraft einflößen will.

*

* **Filmvorstellung in der Kirche.** Mit der alten Frömmigkeit, die ehedem jeden Briten, der etwas auf sich hält, am Sonntag den Gottesdienst besuchen ließ, scheint es nicht mehr so weit her zu sein. Sonst hätte nicht unlängst ein Geistlicher der weslyanischen Kirche die Andächtigen dadurch zu locken versucht, daß er nach Schluß der Predigt einen Film vorzuführen in Aussicht stellte. Dabei handelte es sich wenigstens noch um einen Kulturfilm. Ein anderer Geistlicher wollte aber sogar — nach echt amerikanischem Beispiel — einen modernen Wildwestfilm zeigen, stieß jedoch in der Gemeinde selbst auf so viel Widerspruch, daß er von dem Plane Abstand nahm.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.